20 1898

# Illustriertes Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

## Klein-Erika.

Originalerzählung von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

Wir verbrachten zwei Tage in dem kleinen, weitabgeschiedenen Dorfe, an dem nur zuweilen ein brausender Eisenbahnzug vorüberflog, gleich einem Rauch und Funken speienden Ungetüme. Ich hatte für den nächsten Morgen die Postkutsche bestellt. Etwas vor Sonnenuntergang machte ich einen einsamen Spaziergang auf der Landstraße, um mir alle die großartige Naturschönheit dieses stillen Fleckchens Erde noch einmal zu betrachten. Rings um mich rieselnde, stürzende oder schleierartig niederwallende Wasser, über mir nackte, schroffe, waldbewachsene, schneebedeckte Berggipfel, coulissenartig ineinandergeschoben, die blaue Himmelskuppel tragend, gleich prächtigen Riesensäulen. Zu meinen Füßen, dies- und jenseits der Straße, ein dunkler, mit helleren Blättern und bunten Blütenkelchen durchwirkter, samtweicher Moosteppich, beschattet von hohen, schlanken Tannen und graugrünen, üppig sich ausbreitenden Fichtenbäumen. Und all das Vogelgezwitscher, die Stimmen der lustigen Waldsänger in den Zweigen, das Summen der Millionen Insekten, das Gaukeln der Schmetterlinge, Schwirren der Käfer und die stille, rastlose Arbeit der Spinnen, der Ameisen und Bienen.

Ich hatte acht auf dies alles, aber nicht darauf, daß langsame, müde Schritte hinter mir herschlürften, Schritte eines Menschen, der sich nur mühsam und unter Aufbietung seiner letzten Kräfte vorwärts schleppen kann. Erst als ich mich, meinerseits ein wenig ermattet, auf den Wegrain niedersetzte, um auszuruhen, da vernahm ich das gleichmäßige, nur langsam näher kommende Geräusch. Ich wandte kaum den Kopf — wohl war die Straße nun völlig einsam und mein Ruf hätte weit und breit keine menschliche Wohnung erreicht. Aber an ähnliche und viel weitere Spaziergänge gewöhnt, kannte ich keine Furcht. Ich war ja nicht reich genug angekleidet, um Habgier zu erwecken.

Der Wanderer kam näher und näher; eine gebeugte, krankhaft abgezehrte Gestalt, wie ich zuerst beobachtete. Dann unterschied ich ein früh gealtertes, unnatürlich blasses aber trotzdem noch schönes Gesicht, dunkle melancholische Augen, in denen das Fieber glühte und einen fest, wie zum Widerstande gegen körperlichen Schmerz geschlossenen Mund. Er hatte trotz der empfindlichen Abendkühle, die im Gebirge sogleich nach Sonnenuntergang eintritt, den breiten Strohhut von der Stirn genommen. Sein Anzug gab mir zu denken; derselbe war von billigem Stoff und schlecht gemacht, verriet indessen, daß er mit Sorgfalt und Rücksicht auf den äußeren Anschein getragen wurde. Der Halskragen war sichtlich vor nicht langer Zeit erneuert worden, die Knöpfe zeigten sich weder schmutzig noch abgegriffen, das Chemisette blinkte in tadelloser Weiße. Dieser Mensch hatte einst bessere Tage gesehen und gewiß ein feines Spazierstöckchen geschwungen statt des dicken Eichenholzstabes, auf den er sich jetzt so schwer und hinfällig stützte.

Und plötzlich — als ich die Züge ganz deutlich unterscheiden konnte, gewannen dieselben etwas Bekanntes, Vertrautes für mich. Meine Gedanken begannen zu arbeiten, mein Herz schlug rascher und fühlbarer und — plötzlich trat er auf meine Lippen, der Name, der einst meines Lebens Inhalt gewesen, um dessen willen ich eine „alte Jungfer“ geworden war.

„Fritz Hardtmuth!“

Er zuckte heftig zusammen und machte eine Bewegung wie zu eiliger Flucht. Doch schien ihn ein jäh auftauchender Gedanke wieder zu hemmen; er trat mir näher und sah mir prüfend in das Gesicht.

„Karoline!“ rief er, indem ihm vor Ueberraschung Hut und Stab entfielen. — „Karoline, wie kommst Du hieher?“

Mir versagte vor heftiger Erschütterung der Atem und die Stimme. Was hatten



Der Dom in Lübeck. (Mit Text.)

die letzten fünfzehn Jahre an diesem einst so blühenden, so lebenskräftigen Manne gethan! Die Haare gebleicht, die gesunden Farben in todähnliche Fahlheit verwandelt, die Wangen hohl gemacht, die hohe Gestalt gebeugt, daß sie einherschritt, wie die eines Greises. Mit seinen neunundreißig Jahren, die der Unglückliche jetzt zählen mußte, wankte er sichtbar, unaufhaltsam dem Grabe zu. Wären seine Augen nicht gewesen, deren jetzt freilich fieberhafter Glanz den frühen Verfall einzig überlebt hatten, man würde ihn für einen Sterbenden gehalten haben, vom letzten Aufflackern der müden Lebenskräfte noch auf den Füßen erhalten.

Ich vergaß die Antwort, die ich seiner Frage schuldig gewesen wäre; ich reichte ihm nur beide Hände hin und konnte nichts, als wiederholt die Worte stammeln: „O Du Armer, Du Armer — was mußt Du gelitten haben!“

Ein bitterer Zug entstellte seinen farblosen Mund.

„Sieht man mir's so an? Pfui, das ist auch eines der Zeichen, daß ich nicht zum Komödianten geboren war, daß ich einem Trugbild nachgelaufen und darüber in einen Sumpf geraten bin, aus dem ich zeitlebens nicht mehr herauskomme. Und Du, Karoline? Warum starrst Du mich so an? Hast Du Dir denn eingebildet, ein Mensch könne gut und angenehm aussehen, den sein eigener Vater mit Steckbriefen von Land zu Land gehetzt hat, ein Mensch, der keine Papiere vorzeigen kann und sich deshalb vor der Wachsamkeit der Gerichte verbergen muß gleich dem ersten besten Dieb oder sonstigen gemeinen Verbrecher. Ein Mensch, in dessen Kopf und Herzen das höchste Ideal der Kunst gelebt hat und der dann zähneknirschend sich selber eingestehen mußte, daß er sich geirrt, als er an sein Talent geglaubt. Ein Mensch, dem diese Einsicht viel zu spät kam, weil er seinem Wahne bereits unwiederbringlich seine bürgerliche Ehre, seinen unbefleckten Namen und — das Leben eines Weibes geopfert hatte, das ihm treu wie ein Hündchen auf den Irrfahrten seiner leeren Einbildungen gefolgt ist. O Karoline, die Reue ist ein bitterer Trank, wenn man nicht wieder umkehren, nichts mehr gutmachen kann. Du hast das wohl nie an Dir selber erfahren. Warst immer ein so ruhiges, mit Dir einiges Geschöpf. Deinen Frieden hat wohl nicht so leicht etwas trüben können. Du hast gewiß auch nie etwas gethan, was Du beklagen müßtest. Wohl Dir und danke dem Schicksal, das Dir ein so stilles, gutartiges Temperament verlieh!“

Ein Wehelaut entrang sich unwillkürlich meiner Brust. So wenig also kannte mich dieser Mann, der mich einst an den Altar hätte führen wollen? Wie tief gleichgültig mußte ich ihm gewesen sein, daß er sich nicht einmal die Mühe genommen, von der ruhigen Oberfläche meines weiblich zurückhaltenden Benehmens hinab auf den Grund meiner Seele zu blicken, wo damals die heißeste, innigste Liebe für ihn in verzehrenden Flammen geglüht hatte. Und deshalb ahnte er gewiß auch nicht, wie zerstörend sein zum mindesten grausames Vorgehen gegen mich in mein Dasein eingegriffen hatte.

Er war zu ausschließlich mit seinen eigenen Erinnerungen beschäftigt, als daß er meinen leisen Seufzer auch nur gehört hätte.

„Du bist nun natürlich schon längst glückliche Gattin — vielleicht auch Mutter,“ fuhr er, fast wie zu sich selber redend, fort. „Du warst ja von der Natur mit allen Gaben reichlich ausgestattet, die einer edlen, tugendhaften Hausfrau so wohl anstehen. Preise Dein Schicksal oder — meine Thorheit, daß Du bewahrt worden bist vor der Verbindung mit einem Menschen, wie ich es bin. Ich wäre Dein Elend geworden, Dein Verhängnis. Was mein Los auch immer gewesen ist, ich danke Gott, daß Du es nicht hast tragen müssen mit mir!“

Ich sah ihm ernst und ruhig in die Augen. „Du irrst, Fritz! Ich bin keine glückliche Gattin — einsam gehe ich durchs Leben. Aber Du hast recht, ich seh' es ein. Es ist besser so, denn Du — Du hast mein Herz doch nie verstanden.“

Er fuhr zu mir herum mit einem leisen Ruf des Schreckens.

„Und daran bin ich schuld, ich?“ sagte er beinahe stöhnend. „Also auch Dein Unglück trage ich auf meinem ohnehin so schwer belasteten Gewissen? Aber ich verdarb Dir Deine Existenz nicht mit Willen und Bewußtsein. Weiß Gott, ich habe niemals geglaubt, daß mein Verlust Dir sonderlich tief gehen würde. Und mit ein bischen gutem Willen hättest Du auch meine Entfernung gewiß überwinden und Dir ein anderes Glück schaffen können. Aber so seid ihr Frauen alle — ihr fröhnt mit weichlicher Sentimentalität euren eigenen Gefühlen, macht euch selber elend, dann schiebt ihr euer „verlorenes Dasein“ uns Männern in die Schuhe!“

Ich konnte eine Gebärde stolzen Unwillens nicht unterdrücken.

„Ich habe Dir gar nichts in die Schuhe geschoben,“ unterbrach ich ihn hastig. „Kein Wort der Anklage sprach ich aus gegen Dich. Nur eine einfache Thatsache erzählte ich Dir. Wenn die Stimme Deines Innern Dich zwingt, diese Thatsache Dir zur Last zu legen, so ist das nicht meine Schuld. Bequemer wäre es Dir freilich gewesen, mich als die Frau eines anderen wiederzufinden und mir ins Gesicht sagen zu können, daß sich die Weiber gar leicht über den Verlust ihrer Liebe zu trösten wissen, wenn sie nur rasch einen passenden Tausch und eine gute Versorgung finden. Leider war es mir nicht möglich, Dir diesen Gefallen zu thun. Und da ist's natürlich noch an Dir, mir Vorwürfe zu machen!“

Ich hatte es selber nicht gewußt, daß so viele Bitterkeit in mir verschlossen gewesen war die langen Jahre. Ich hatte gemeint, vollständig verziehen und noch unbedingter jedem Glücksanspruch entsagt zu haben. Meine eigenen Worte, die gegen meinen Willen unaufhaltsam aus meinem Munde sprudelten, belehrten mich über den Irrtum. Entrüstet, hochaufgerichtet stand ich vor dem gebeugten Mann.

Eine matte Bewegung seiner Hand nach seinem Herzen, ein jäher Farbenwechsel auf seinen Wangen brachte mich jedoch rasch wieder zu mir selber und entwaffnete meinen Zorn. Hatte ich es denn nicht sichtlich mit einem Schwerkranken zu thun, dem ich die wenigen Schritte bis zu seinem frühen Grabe nicht auch noch durch die scharfen Dornen meiner gerechten Anklagen verbittern durfte?

„Verzeih' mir, daß ich mich hinreißen ließ von dem herben Wehe, durch das meine Jugend, mein ganzes Leben darf ich sagen, so tief verdüstert worden ist!“ so bat ich ihn milder, indem ich ihm die Hand emporreichte. „Was ich so lange eifersüchtig verbarg am Grund meiner Seele, das unermeßliche Leid meiner Liebe, Dir gegenüber ist es heute über meine Lippen getreten, ohne daß ich's zu hindern vermochte. Es soll nicht wieder geschehen. Die Last ist von meinem Herzen gewälzt, Du weißt nun, was Du mir gethan. Laß uns Frieden machen — ich verzeih' Dir ganz und gerne. Niemals mehr soll Dich irgend eine Rede daran mahnen, was einst geschehen und nicht zu ändern ist.“

Er ließ meine Hand langsam aus der seinen fallen. Mit einem finsteren Lächeln schüttelte er den früh ergrauten Kopf.

„Es soll nicht wieder geschehen, sagst Du, Karoline?“ fragte er mich beinahe höhnisch. „Ja, glaubst Du denn, daß wir uns in Zukunft so oft begegnen werden? Unsere Wege gehen nicht nebeneinander. Fürs erste glaube ich nicht, daß ich noch viele Tage übrig habe auf dieser Erde. Das Uebel sitzt mir hier am Herzen, seit ich mein armes Weib so elend vor meinen Augen hinsterben sah und nicht helfen konnte, gar nichts! Und dann — vergißt Du's denn, ich bin ein Flüchtling, von meinem unbarmherzigen Vater verfolgt, von den Gesetzen geächtet. Ich darf mich nicht zeigen bei vollem Tageslicht, darf meinen wahren Namen nicht nennen, sonst werfen sie mich ohne Erbarmen ins Gefängnis. Und ich kann nicht Kerkerluft atmen, ich kann nicht. Lieber stürbe ich hier auf offener Straße!“

Wieder kam das Mitleid über mich und verwehte meinen schweren Groll, wie Spreu vor dem Winde dahinfliegt.

„Du hast Versöhnung mit Deinem Vater gesucht, er ist unerbittlich geblieben?“ fragte ich ihn ängstlich. „Die viele inzwischen verflossenen Jahre haben ihn nicht milder gestimmt gegen den einzigen Sohn?“

Er lachte auf, so gellend, daß es mir in den Ohren wehe that.

„Wie gut Du die Wahrheit triffst, meine scharfsichtige Freundin! Ja — ich suchte Versöhnung und damit den Frieden. Ich wollte mich ruhig in meinem Vaterlande hinlegen dürfen, um zu sterben. Ich bot dem Alten den vollen Ersatz der Summe, die ich einst im Glauben an mein gutes Recht dazu mit mir genommen habe. Er wies das Geld höhnisch zurück, indem er zu dem Advokaten, der mich bei Anbahnung der Versöhnung vertrat, ganz unverhohlen sagte: „Wozu brauche ich das Geld? Ich bin reich genug, um auch die dreifache Summe noch immer leicht entbehren zu können. Was ich brauche, ist Rache an dem ungeratenen Sohn, der es gewagt hat, sich meinem Willen zu widersetzen und mir den Gehorsam aufzukündigen. So lang' ich lebe, soll er sich verbergen müssen gleich einem wilden Tiere. Nicht seinen wirklichen Namen soll er tragen und erzittern, so oft ein Vollstrecker der irdischen Gesetze an ihm vorübergeht. Und wenn ich einst sterbe, so wird mein Fluch das einzige sein, was ich ihm zu vererben habe!“

Fritz hatte mit fliegendem Atem, beinahe keuchend gesprochen. Nun verbarg er sein Gesicht in beiden Händen, während ein kurzes, thränenloses Aufschluchzen seinen Körper erschütterte.

Mir war vor Entsetzen die Sprache wie gelähmt. So also konnte ein Vater wüten gegen sein einziges Kind? Bis übers Grab hinaus gedachte er seinen Groll dauern zu lassen, weil Fritz es gewagt hatte, sich gegen die väterliche Autorität aufzulehnen?

„Und nun — was sind Deine Pläne?“ brachte ich endlich ganz mühsam hervor. „Woher kommst Du eigentlich?“

„Direkt aus den südamerikanischen Goldgruben, wo ich mir zu meinem Herzleiden auch noch das Fieber geholt habe,“ erzählte er nach kurzem Zögern. „Ich bin nicht so arm, wie ich Dir wohl erscheine. Dieser unscheinbare Anzug ist nur die Maske, unter der ich als — „wandernder Uhrmacher“ Oesterreich durchstreift habe. Ein armer Goldgräber in Rio Janeiro, der dieselbe Statur hat wie ich, war so gefällig, mir seine Papiere zu verkaufen. Und damit kam ich leidlich durch, weil ich auch Sorge trug, der Polizei hübsch aus dem Wege zu gehen!“

„Und wohin gedenkst Du Dich jetzt zu wenden?“ erkundigte ich mich arglos weiter, aus reiner Teilnahme an seinem herben Schicksal. Er aber winkte abwehrend mit der Hand und eine tiefe, finstere Falte bildete sich zwischen seinen hochgeschwungenen Brauen.

„Willst Du's wissen, um mich an die Polizei zu verraten,“ murmelte er lauernd, die Augen starr auf mich gerichtet.

„Fritz, was für ein entsetzlicher Gedanke,“ fuhr ich empört auf. „Für was hältst Du mich eigentlich? Wie darfst Du mich so schwer beleidigen?“

Er machte mir eine leichte, ironische Verbeugung. „Nichts für ungut, Karoline! Mich hat eben mein eigener Vater durch die Polizei hetzen lassen. Und da steckt mir eben immer ein verzweifeltes Mißtrauen in den Gliedern. Wenn ich Dir Unrecht thue, um so besser für Dich und mich. Du hättest ja Grund, Dich zu rächen. Aber es ist doch gar zu häßlich, den Jugendfreund zu verraten. Und nun haben wir genug geplaudert, denke ich. Es ist spät geworden. Und ich kann Dich leider nicht zurückbegleiten — es wäre auch keine Ehre für Dich, mit einem so herabgekommenen Menschen gesehen zu werden. Lebwohl — wenn Du's kannst, so denke ohne Haß an mich. Und bete, daß ich das Ziel noch erreiche, das ich mir vorgesetzt. Gute Nacht! Auf Wiedersehen dort oben —!“

Es war wirklich spät geworden. Aber ich erhob mich noch nicht von meinem rauhen Sitze. Ich lauschte dem Geräusche der langsam verhallenden Schritte.

Gute Nacht, du armer Wanderer! Und Gott geleite dich an dein Ziel, du Müder!

## 10.

Unbeschreiblich behaglich war dieses Mal die Empfindung, mit der ich mein Heim betrat. Durfte ich nun ja doch die begründete Hoffnung hegen, daß ich es so bald nicht wieder zu verlassen brauchte. Gabriele benahm sich ruhig und gleichmäßig; sie begrüßte Guido zwar ohne Enthusiasmus, schien aber völlig den Sohn in ihm zu erkennen, und mein guter Arzt gab mir die tröstliche Versicherung, nach und nach würde auch die Gedächtnisschwäche und jene dumpfe Gleichgültigkeit von ihr weichen, die allein noch an ihre kaum beseitigte Geisteskrankheit erinnerten. Ich konnte also das süße Ausruhen in meinen eigenen vier Wänden, so erquickend nach dem langen, friedlosen Leben in Eisenbahnwaggons und Gasthäusern, mit vollster Genugthuung genießen. Und so verhaßt war mir das Reisen geworden, daß ich mich nicht einmal entschließen konnte, meine geliebte Erika persönlich aus Hannover abzuholen, trotz meiner innigen Sehnsucht, sie endlich wieder zu umarmen, die mich durch ihre herzlichen, die reinste Liebe und Dankbarkeit atmenden Briefe immer mehr für sich eingenommen hatte. Ich schickte also meine treue Hanna um sie, nachdem ich zuvor die Institutsvorsteherin brieflich von meinen Absichten unterrichtet hatte. Ehe aber meine Pflegetochter kam, war mir eine große Freude beschieden, die vollständige geistige Wiederherstellung meiner Gabriele. Befriedigter mütterlicher Stolz sollte in ihr dieses Wunder wirken. Guido, mit einem glänzenden Rednertalente ausgestattet, übernahm zum erstenmale die Rolle des öffentlichen Verteidigers bei Gelegenheit eines Aufsehen erregenden Kriminalprozesses. Die Sache seines Klienten stand so ziemlich hoffnungslos, derselbe war geständig, seinen eigenen Sohn während eines heftigen Streites mit einem zufällig auf dem Tische liegenden Messer erstochen zu haben. Guido gestand aber in seinem Innern dem anscheinend so brutalen Mörder sehr viele Milderungsgründe zu. Er hatte das Vorleben von Vater und Sohn gar genau zu erkundigen gewußt. Der Vater ein rechtlicher, fleißiger, beinahe pedantisch enthaltsam lebender Mensch — der Sohn ein Verschwender, ein Spieler und was noch mehr, eine Art Schwindler, der es liebte, auf anderer Leute Kosten zu leben und der dabei schon mehrmals nur mit genauer Not einer öffentlichen Anklage und Entehrung entschlüpft war. Der Vater in steter Angst vor den Ausschreitungen des Sohnes, die jeden Augenblick seinen guten bürgerlichen Namen zu beflecken drohten. Der Sohn, diese Befürchtungen mißachtend, ja offen verhöhnend und dem schon erbitterten Vater mit Unehrerbietung und Frechheit entgegentretend — die Katastrophe mußte in einem unseligen Augenblicke gegenseitiger beleidigender und zum höchsten Zorne reizender Auseinandersetzungen erfolgen. Und sie erfolgte wirklich. Der vor Schmerz, Angst und Wut besinnungslose Greis stieß den leichtsinnigen, verderbten Jüngling mit den Worten nieder: „Lieber will ich Dich tot zu meinen Füßen sehen, als daß Du Dich selber und mich mit dazu durch Deine Schlechtigkeit entehrst. Lieber im Sarg wie im Kerker!“

Guido verstand es nun, alle diese Ringe in der Kette von Ereignissen und Umständen dem versammelten Publikum klar vor Augen zu führen. Er nannte den Mörder nicht schuldlos, aber er zeigte, daß er nicht von unedlen Empfindungen zu der unseligen That getrieben worden war. Er schilderte den unermeßlichen Vaterschmerz über die heillose Verirrung des einzigen Kindes. Er bewies durch psychologische Gründe, wie sehr es in dem Wesen der Eltern liege liege, sich die höchste Autorität, das Richteramt über das eigene Fleisch und Blut anzumaßen. Und nicht zu loben, wohl aber zu begreifen ist es, wenn ein besorgter, redlicher und pflichtgetreuer Vater sein Kind lieber dem Grabe als der Schande überantwortet.

So sprach Guido, seinen Vortrag mit den lebhaftesten Farben, dem Feuer seiner eigenen innersten Ueberzeugung ausstattend. Er lockte Thränen in die Augen gar vieler Zuhörerinnen. Und die Männer weinten zwar nicht, klatschten aber dem jungen Redner lärmend ihren Beifall zu, als er geendet.

Gabriele hatte den Wunsch geäußert, dem ersten Prozesse, in dem ihr Sohn fungierte, beizuwohnen. So saß ich denn neben ihr im Zuschauerraume, nicht wenig besorgt, daß die Scene sie doch gar zu sehr aufregen würde. Doch nur leuchtende Freude sah ich in ihrem Antlitz, als man ihren Sohn so verschwenderisch mit Beifall überhäufte. Und als alles zu Ende und der Angeklagte zu einer verhältnismäßig sehr milden Kerkerstrafe verurteilt worden war, da ließ sich die glückliche Mutter nicht länger halten. Sie eilte dem Ausgang des Saales zu, wo Guido eben die Glückwünsche mehrerer Journalisten empfing und warf sich, lachend und weinend vor Jubel, in seine Arme. Und er las aus ihrem klaren, strahlenden Blicke, daß der Mutterstolz die düstere Wolke verjagt hatte, durch die der Mutterschmerz einst ihren Geist verstörte und verfinsterte. Nun erst schien auch er befriedigt. Oder doch nicht ganz. Suchte sein Auge nicht — noch eine andere Person — ein kleines Mädchen neben mir? Wir erwarteten Erika ja stündlich und Guido war außer mir der einzige, dem das Warten einige Ungeduld zu verursachen schien. Hatte er doch schon einigemal und wahrhaftig nicht gleichgültig gefragt: „Nun, wann werden wir Deine Adoptivtochter endlich bei uns sehen, Tante Lina?“

Wir fuhren nach der Gerichtsverhandlung in einem geschlossenen Wagen nach Hause, da es zu regnen angefangen hatte, so heftig und beharrlich zugleich, wie dies im November an der Tagesordnung ist. Gabriele sprach sich während des nicht ganz kurzen Weges sehr begeistert über die Erfolge ihres Sohnes aus. Niemand, der sie reden gehört hätte, würde es vermutet haben, daß sie noch vor zwei Monaten eine — Geisteskranke gewesen. Guido und ich drückten uns heimlich die Hände. Wir waren zu glücklich über diese Veränderung.

Als der Wagen vor unserem Hause hielt, trat uns aus dem Thorwege ein junges Mädchen entgegen, hoch und schlank gewachsen, wie ein schmucker Tannenbaum. Ich hatte Mühe, in ihr Klein-Erika zu erkennen, die ich als Kind noch, kurze Kleider tragend, zuletzt gesehen hatte. Sie nahm sich sichtlich zusammen, um sich als wohlerzogenes Institutsfräulein zu betragen. Sie ging ruhig und langsam, in der rechten Hand den Regenschirm, in der Linken schöne, frische Theerosen tragend. Kaum aber war sie meiner ansichtig geworden, die ich als erste aus dem Wagen stieg, so ließ sie auch schon den Regenschirm fallen, umschlang mich zärtlich und jubelte laut ihre noch unverfälschte Kinderfreude hinaus.

„Ach Tante, liebste Tante, bin ich denn wirklich bei Dir? So oft habe ich davon geträumt und dann geweint, wenn ich aufwachte, daß ich jetzt gar nicht an mein Glück glauben kann.“

„Was für eine unschickliche, ungestüme Art,“ murrte Gabriele, während ihr Guido beim Aussteigen half. „Willst Du die Leute gaffen machen, Mädchen?“

Ich führte Erika rasch ins Haus und gab ihr dort noch einige herzhafte Küsse, ehe uns meine alte Köchin bittend nach dem Speisezimmer verwies. Im Hausflur ziehe es ja ganz erbärmlich bei solchem Wetter.

Im Speisezimmer fanden wir es denn auch sehr behaglich. Im großen schwedischen Ofen brannte ein lustig knisterndes und flackerndes Holzfeuer — ich habe mich nie an Kohlenheizung gewöhnen können. Auf dem Tische dampfte der Nachmittagskaffee neben dem silbernen Körbchen voll frischgebackenen Kuchens. Goldgelbe Butter in krystallener Schale, duftender Honig und ein Teller mit Schwarzbrot vervollständigte den einfachen, aber den Appetit gewaltig anregenden Imbiß.

Trotz all der häuslichen Behaglichkeit aber sah ich Gabrielens Miene verfinstert. Und ich wußte wohl warum. Erikas Anblick hatte sie verstimmt. Es blieb also die alte Geschichte — meine Schwester kannte keine Einsicht und Umkehr — sie würde meine Pflegetochter hassen für und für. Schwer fiel mir der Gedanke aufs Herz: „Auch hier daheim wird Dir kein Frieden beschieden sein!“ Ich seufzte aus tiefster Brust; ich hätte ein ungestörtes Ausruhen ja so dringend nötig gehabt. Guido hatte von der Mißstimmung seiner Mutter nicht das Geringste bemerkt. Mit wahrhaft rührender Sorgfalt war er bemüht gewesen, sie aus den feuchten Oberkleidern zu schälen, ihr die Handschuhe von den eiskalten Fingern zu ziehen und Hanna um warme Hausschuhe zu schicken. Erst, nachdem er seine Mutter wohl untergebracht in dem großen Lehn-

stuhl am Ofen sah, wandte er sich zu Erika herum, die eben die schönen, mir geschenkten Rosen mit frischem Wasser versorgte.

Und wie er vor drei Jahren ganz unverblümt herausgeplatzt war: „Ach, was für ein großes, ungeschicktes Mädchen bist Du geworden!" so sagte er jetzt ebenso aufrichtig: „O, was bist Du doch hübsch und anmutig geworden, Klein-Erika!"

Sie aber hatte nicht schlagfertig sogleich eine Antwort bereit wie damals. Stumm und heftig errötend machte sie sich noch immer mit ihren Blumen zu schaffen.

„Ich habe mir sagen lassen, daß Du ein gelehrter Mann geworden bist, lieber Guido, ein tüchtiger Jurist und ein großer Redner. Mir scheint aber, sie haben Dich auf der hohen Schule auch gelehrt, arglosen Mädchen Schmeicheleien zu sagen, gewiß nur, um sie hinterher recht tüchtig auszulachen!"

Sie brachte dies erst nach langer Pause, mit leiser, schüchtern verhaltener Stimme vor. Guido lächelte und wollte ihr wohl scherzhaft widersprechen. Da fuhr meine Schwester gleich einem Blitzschlag dazwischen, indem sie mit unangenehm scharfer Stimme kreischte: „Ich finde es wirklich ganz schamlos von Dir, Erika, daß Du einen jungen Mann mit „Du" ansprichst und Dich mit ihm herumneckst. Wenn Lina ein solches Betragen von Dir duldet, so ist es hingegen mir nicht genehm, meinen Guido von dem ersten besten fremden Mädchen so vertraulich behandeln zu lassen. Was müßten denn die Leute davon denken?"

Meine Erika war blaß geworden bis in die Lippen hinein. Hilfesuchend blickte sie sich nach mir um.

„Habe ich ein Unrecht gethan? Sag' es mir, Du, die meine zweite Mutter ist. Ist Dein Neffe ein Fremder für mich? Kann er's denn sein, da Du mich doch so oft Deine liebe Tochter nennst?"

Ich fühlte den Zorn gegen die Ungerechtigkeit und Mißgunst meiner Schwester gewaltig in mir aufwallen. Alle die schweren Opfer, die ich ihr gebracht, vergalt sie mir, indem sie Unfrieden in mein Haus brachte. Vergebens hielt ich mir vor Augen, daß sie noch vor ganz kurzer Zeit unzurechnungsfähig gewesen war und daß vielleicht noch ein Rest des kaum geheilten Uebels sie so boshaft machte. Aber hatte sie Erika, das arme kleine Ding, nicht schon gehaßt, ehe die schwere Gemütskrankheit über sie kam? War es nicht von jeher ihre ureigenste Art, immer jemand haben zu müssen, den sie ihrer vollausgeprägten Antipathie würdig hielt?



**Im wunderschönen Monat Mai.** (Mit Gedicht.)

Nein, meine Ueberzeugung konnte Gabriele nicht für unverantwortlich erklären. Ich sah es ihr an den Augen an, sie hatte mit vollem Bewußtsein, in bestimmter Absicht gesprochen. Und sie stand jetzt, halb furchtsam und halb trotzig, auf der Lauer, welche Wirkung ihre rücksichtslosen Worte hervorgebracht hatten auf mich. Es kostete mich einen schweren Kampf mit mir selber, mich statt unwillig an meine Schwester nur milde beschwichtigend an Erika zu wenden: „Nein, mein liebes Kind, Du hast kein Unrecht gethan. Es ist mein herzlichster Wunsch, daß Du Guido wie einen Bruder liebst und behandelst. Und auch ihm wird es eine Freude sein, in Dir einen Ersatz für seine verlorene Schwester zu finden."

„Einen Ersatz für meine engelhafte Elly?" schrie Gabriele empört auf. „Ich hoffe, gegen diese Zumutung wirst Du denn doch entschiedenen Widerspruch einlegen, Guido?"

„Und weshalb, liebe Mama?" ertönte jetzt die klare, tiefe Stimme des Jünglings, der bis zu diesem Augenblick geschwiegen hatte. „Ich fürchte, unsere arme Elly wäre, von uns allen unerhört verzogen, zu unserem Haustyrannen herangewachsen, wenn der Tod sie nicht unserer allzu blinden Liebe entrissen hätte. Erika aber ist ein bescheidenes, gutes und opferfähiges Mädchen. Das hat sie vor allem an Dir bewiesen, während Deiner Krankheit, liebe Mutter!"

Ein hysterisches Lachen brach zu unser aller Schrecken aus Gabrielens Munde. War das eine Mahnung an den Wahnsinn? Oder nur jene Unart, die schon meine Mutter so scharf an ihr getadelt hatte, jene Unart, die anderen zu verhöhnen, wenn sie sich selber eines Unrechtes überführt sah? Jedenfalls durfte sie noch nicht ohne Gefahr irgend einer heftigeren Aufregung ausgesetzt werden.

„Wir lassen den Kaffee kalt werden!" suchte ich das Gespräch auf ein ganz unverfängliches Thema abzulenken. „Aufrichtig gestanden habe ich Hunger und mag nicht länger angesichts so vieler Delikatessen darben."

Wir setzten uns rund um den Tisch. Erika schlüpfte rasch zwischen mich und Gabriele. Guido hatte ihr ganz vergeblich den Stuhl an seiner rechten Seite als ihren Platz bezeichnet.

Als ich eine Viertelstunde später mit Erika allein in meinem Zimmer war, ergriff sie zögernd, mit großen Thränen in den Augen meine Hand.

„Durch mich ist Unfrieden in Dein Haus gekommen," begann-



Abschied des Wilderers. Nach dem Gemälde von G. Stürtz. (Mit Text.)

sie ganz leise und konnte doch nicht dadurch verbergen, daß ihre Stimme zitterte. „Ich ertrage den Gedanken *nicht*, Dich um meinetwillen Zank und mürrische Gesichter ertragen zu sehen, was Dir ja so entsetzlich ist. Bitte, laß mich nur eine ganz kleine Weile bei Dir bleiben — weil ich mich so arg darauf gefreut habe. Dann schicke mich wieder fort, ins Institut zurück. Es fällt mir gar schwer, aber ich will doch nicht klagen, wenn's nur für Dich zum Guten ist. Lasse mich Lehrerin werden. Dann komme ich der Tante Gabriele für immer aus den Augen. Eher giebt's ja keinen Frieden und kein Behagen zu Hause für Dich!"

Ich zog das Mädchen heftig an mich und streichelte ihr die seidenweichen Haare.

„Nein, nimmer, ich gebe Dich nicht her, Erika, und wenn's nicht nur die Ruhe meines Lebens, sondern auch das Leben selber gälte. Ich Dich aus dem Hause stoßen um Gabrielens Launen willen, Dich, der ich Liebe und treuen Schutz gelobte? Eher würde ich von neuem den Wanderstab ergreifen und mit Dir ein neues Heim gründen in irgend einem stillen Erdenwinkel!"

„Nein, Tante, das darfst Du nicht, das kann ich Dir nicht wert sein!" beharrte sie mit sanfter Entschiedenheit. „Du liebst Dein schönes Wien so sehr, die ganze Welt erscheint Dir nur wie ein weites Exil, wenn Du nicht in Deiner Vaterstadt leben kannst. Auf welche Weise sollte ich armes Ding Dich eine solche Entfernung vergessen machen?"

(Fortsetzung folgt.)

---

## Standesrücksichten.

Novelle von E. Hainberg.

(Schluß.)

„Giebt es denn keinen anderen Weg, Dir zu helfen?"

„Keinen, keinen! Es ist der einzige. Entweder Du heiratest den Obersten — oder Du hast keinen Bruder mehr."

„Otto! Du vergiftest mein Leben, aber ich kann Dich nicht retten."

„Du *willst* nicht. Weshalb war ich auch so thöricht, Dir so viel Liebe und Familiensinn zuzutrauen, den Bruder von dem Tode und unseren altehrwürdigen Namen vor Schande zu bewahren."

„Indem ich einen Treubruch begehe und damit wiederum Schande auf unseren Namen häufe und zwei Menschen unglücklich mache, mich und ihn, dem mein Wort und meine Liebe gehört."

„Du bist nicht mehr frei, und das erfahre ich jetzt erst?"

„Nicht einmal die Mutter weiß es, heute wollte er kommen und um den Segen der Mutter bitten."

„Wer ist es?" fragte er.

„Doktor Willrich," antwortete sie mit tonloser Stimme.

„Was, einem Bürgerlichen willst Du Dich vermählen. So die Standesrücksichten vergessen? Um einer solchen Partie willen den Oberst von Limburg ausschlagen, mich meinem Schicksal überlassen?" Er lachte bitter und hämisch auf. Wahrlich, die bürgerliche Heirat ist der Opfer wert!"

„Aber ich liebe ihn und trotz des bürgerlichen Namens werde ich glücklich sein."

„Und die Standesehre? Wie manche aus unserem Geschlecht hatte wohl ihrer Liebe entsagen müssen, aber sie thaten es, im Bewußtsein der Pflicht, aus Rücksicht für den Stand, dem sie angehörten, für den Namen, den sie trugen. Und das mußt auch Du. Deine Liebe für den Bürgerlichen ist eine Verirrung, die sich an Dir und Deinen Nachkommen rächen würde. Willst Du herabsteigen aus der Sphäre, der Du und Deine Vorfahren angehört?"

„Laß mir Zeit, laß mich in Ruhe nachdenken, daß ich das Rechte finde."

Ich hoffe, das wirst Du. Eine Tochter unseres Hauses kann die Rücksichten nicht vergessen, die sie ihrem Stande schuldig ist."

Hertha war allein. Aber dumpf und schwer lag der Gedanke an die Verantwortung auf ihrer Brust, die man ihr aufgebürdet. Wo war das Recht, wo war die Pflicht? Konnte man von ihr fordern, daß sie einem Manne die Hand zum Lebensbunde reichte, dessen Leben zur Neige ging, während das ihre noch im Knospenalter des Frühlings stand? Aber anderseits: Würde sie je glücklich, ja nur zufrieden sein können, wenn ihre Weigerung den Tod des Bruders im Gefolge hätte? Konnte sie vorwurfsfreien Herzens ihre Hand in die des geliebten Mannes legen, ihren, durch des Bruders Schuld entehrten Namen, mit dem seinen verbinden? Mußte sie nicht entsagen, auf jedes Glück verzichten? Und war es da nicht einerlei, ob sie an einen Greis gekettet, oder ihr Leben einsam vertrauerte?

In schwarze, trostlose Nacht versank der kaum entstandene Liebestraum. Vorahnende Schauer einer öden, lichtlosen Zukunft durchbebten die Unglückliche.

Noch saß sie in tiefes, verzweiflungsvolles Sinnen verloren, als ein wohlbekannter Schritt sich der Eingangsthür näherte.

Hertha sprang auf. „Willrich!" schrie sie schreckhaft auf. — Zitternd vor Aufregung wußte sie kaum, was beginnen. Wie konnte sie ihn empfangen in diesem Zustand ihres geängsteten Herzens? Und doch mußte es sein, sie mußte ihm sagen, daß es ihre Pflicht sei, zu entsagen.

Nun standen sie sich gegenüber. Er faßte ihre beiden Hände.

„Hertha, mein Lieb, da bin ich, willst Du mich Deiner Mutter melden."

„Ach," erwiderte Hertha und ihre Stimme bebte. „Du kannst meine Mutter nicht sehen, Du darfst sie nicht um meine Hand bitten. Und dann auf seinen fragenden, erstaunten Blick: „Es sind inzwischen Dinge geschehen, die es mir zur Pflicht machen, auf Deine Hand zu verzichten."

„Was könnte das sein, das Dich zwingt, Dein Wort zurückzunehmen, ich kenne nur eines, das Dich, das mich zum Verzicht bewegen könnte, und das wäre der Verlust Deiner Liebe. Hertha, liebst Du mich?"

Sie sah ihn mit einem Blick an, in dem die ganze Qual ihrer Seele lag, dann neigte sie stumm, wie schuldbewußt, das Haupt.

„Sage mir, was Dich quält, was Dir diese Gedanken von Verzicht in die Seele legte."

Sie schluchzte auf und dann erzählte sie ihm die Vorgänge des Morgens, des Bruders Beichte, seine Bitte und wie dies der einzige Weg sei, des Bruders Ehre und Leben zu retten, ihren Namen vor Schande zu bewahren.

„Aber das ist ja unmöglich," sagte er. „Du, Du sollst die Schuld anderer tragen!"

Sie rang nach Fassung: „Mache mir den Schritt nicht noch schwerer, den ich doch nun einmal thun muß."

„Wer kann Dich zwingen? Es ist eine Grausamkeit, ein Verbrechen gegen Deine Jugend, was man von Dir verlangt."

„Aber mein Bruder — unser Name beschimpft, entehrt — Otto kann nicht anders, er wird sich töten und ich hätte seinen Tod auf dem Gewissen, denn ich konnte ihn retten und that es nicht. Meine Mutter wird mir zürnen, mir nie vergeben."

„Nicht so, mein Herz, wie könnte Deine Mutter so grausam sein? Auch Dein Bruder wird sich besinnen und dem Gesetze der Ehre auf andere Weise Genüge thun. Sein Tod wäre Feigheit. Gut machen soll er, was er verschuldet, den Namen, den er befleckt, wieder zu Ehren bringen."

„Wie wäre das möglich?"

„Indem er ein arbeitsames Leben beginnt und so Gott ihm hilft, seine Schulden abzahlt."

„Aber das verstößt gegen die Regeln des Standes. Die Ehre, alles gebietet ihm, für diesen Fall den Tod zu wählen."

„Das sind absurde, veraltete Begriffe. Kann der Tod sühnen, was ein schuldbelastetes Leben verbrach? Standesehre, Standesbewußtsein! Fort damit! Hochmut ist ihre Devise, Hoffart und Dünkel! Es giebt nur eine Mannesehre und die gilt für den Höchsten, wie für den Niedrigsten. — Die sogenannte Standesehre aber läßt gar oft das einfachste Gebot der Ehre und moralischer Verpflichtungen außer acht! Die wahre Ehre besteht allein in der Befolgung der ewigen Moral und des höchsten Gottesgebotes."

„O, dächten alle wie Du! Wie gern lausche ich Deinen Worten, denn sie klingen wie Friede und Versöhnung."

Er schloß sie inniger in seine Arme. „Wir sind vereint, uns soll nichts trennen, nicht Leben, nicht Tod."

Hertha war ruhig geworden. Heiliger Friede und ein süßes Geborgensein überkam sie. Wie konnte sie noch zagen? Sie ruhte in seiner Liebe.

„Es sei, wie Du sagst," antwortete sie ihm jetzt auf seine Frage, denn bei Dir ist das Recht."

„Und nun laß uns Deiner Mutter unsere Liebe mitteilen."

„Ach, wie werde ich vor ihr bestehen."

„Sie wird nicht wollen, daß ihre Tochter unglücklich wird."

Wenige Augenblicke später stand Willrich vor der Majorin.

Er schilderte ihr seine und Herthas Liebe und bat um ihren mütterlichen Segen.

„Auch das noch," stöhnte die Majorin auf. „Ohne Zweifel hat meine Tochter Sie von dem Schicksal meines Sohnes unterrichtet und die Forderung, die er an sie stellt."

„Hertha hat mir nichts verschwiegen, gnädige Frau."

„Und Sie bleiben bei Ihrer Werbung?"

„Ja, gnädige Frau, denn es würde ein ungerechtes Opfer sein, welches man von Hertha verlangt. Fordert die begangene Schuld ein Opfer, so könnte dies nur der Schuldige sein. Aber auch das finde ich falsch. Kann Ihr Herr Sohn dem Offiziersstande nicht mehr angehören, gut, so ergreife er einen andern Beruf, es giebt deren genug, die nicht minder ehrenwert sind, als der des Offiziers.

„Er suche durch Fleiß und Tüchtigkeit den Fleck, der auf ihm haftet, zu tilgen. Und wenn er dann allmählich abträgt, wird die Schuld eine geringere, bis er sich vielleicht einmal gänzlich frei davon machen kann. Und das ist alsdann ehrenwerther, als in feiger Flucht vor des Lebens Mühsal in den Tod flüchten.

„Der heutige Tag macht mich zu seinem Bruder und giebt mir Bruderrechte und was ich thun kann, ihm die Last zu erleichtern, das soll geschehen."

„Sie sind ein tapferer Verfechter der Arbeit, Herr Doktor, und wissen überzeugend zu reden. Leider kann ich Ihnen nicht so beipflichten, wie ich wohl möchte," erwiderte ihm die Majorin, „Sie besitzen den Vorzug des Idealismus, während ich die Ansichten und Vorurteile unserer Standesgenossen kenne. Aber ich wünschte meinem Sohn etwas von der Hoffnungsfreudigkeit, welche Sie erfüllt."

„Sie stehen also auf unserer Seite, gnädige Frau?"

„Nicht so ganz, doch enthalte ich mich auch jeder Einwirkung. Meine Tochter hat gewählt. Und wo es sich um das Lebensschicksal eines gereiften Menschen handelt, da kann und soll nur dieser selbst entscheiden."

„Mutter, Mutter, Du stößest mich also zurück!"

„Mit nichten, mein Kind. Aber ich spreche Dich reif, Dein Schicksal selbst zu bestimmen. Werde glücklich, meine Hertha!"

Sie schloß die Tochter in ihre Arme und reichte Willrich die Hand, die dieser ehrfurchtsvoll an seine Lippen zog.

* * *

Otto von Selten war abgereist — ein gebrochener, zerschlagener Mann. — Die Einwirkung des neuen Schwagers war aber doch nicht ganz ohne Einfluß geblieben.

Willrich hatte ihn an die Pflichten gemahnt, die er als Mensch, als Gatte, zu erfüllen hatte. Erst hatte er in heftiger Abwehr jede Einmischung eines Fremden schroff abgewiesen.

Aber Willrich ließ sich nicht abschrecken. Er hatte Mutter und Tochter das Versprechen gegeben, alles daran zu setzen, den Sohn und Bruder zu retten. Was galt ihm da die schroffe, kühle Abwehr des anderen, selbst seine beleidigenden Entgegnungen schreckten ihn nicht, war es doch ein Verzweifelter, ein Unzurechnungsfähiger, mit dem er in dieser Stunde nicht um Worte rechten durfte.

Endlich hatte er ihm dann die Zusage abgerungen, vorerst nichts gegen sein Leben zu unternehmen. Er hatte ihm ferner den Vorschlag gemacht, seine strategischen Kenntnisse zu benutzen, um auf diesem Gebiete schriftstellerisch thätig zu sein.

Das sichere ihm einen ehrenvollen Beruf und mit der Zeit eine nicht unwesentliche Einnahme.

Das war das Fünkchen, was seinen Lebensmut wieder entfachte. Nachdem er die Nacht in ruheloser Wanderung in seinem Zimmer verbracht, reiste er am anderen Morgen mit dem festen Vorsatz ab, sein Abschiedsgesuch einzureichen. Irgend einen stillen Winkel der Erde würde es wohl geben, der ihn vor den Augen der Welt verbärg, bis er wieder erhobenen Hauptes sich der Welt zeigen konnte.

Langsam, aber stetig entwickelte sich Otto von Selten zu einem andern in seiner Denkart. Er fand jetzt Muße, von einem neuen Gesichtspunkte aus sein bisheriges Leben zu betrachten. Da fand er denn so vieles zu verwerfen, was er einst in unbedachtem Leichtsinn, in vollendetem Vorurteil als seiner Stellung und seines Standes gemäß, als sein Recht in Anspruch genommen hatte. Er sah, wie sehr er in der Irre gewandelt, wie weit er sich von dem rechten Weg, der allein zum rechten Ziele führt, entfernt hatte.

Aber nach und nach fielen sie alle, die ererbten und anerzogenen Vorurteile, jener Standesdünkel und Kastengeist, in dem nur vornehme Geburt und eine bevorzugte Stellung zur Geltung kommen.

Dann aber ist es ihm auch gelungen, sein Weib zu sich heranzuziehen, sie zu lehren, daß in einem zielbewußten, arbeitsfreudigen Leben allein Friede und stilles Genügen zu finden ist. — Ihre Schwägerin Hertha ist ihr das schönste Vorbild, wie denn überhaupt Doktor Willrichs Heim, in das er sein junges Weib geführt, eine Stätte schaffensfreudiger Arbeit und beglückender Liebe ist.

## Unsere Bilder

**Der Dom in Lübeck.** Der Dom liegt freundlich da unter den hohen Bäumen des Kirchhofs. Leider ist aber sowohl das Aeußere wie auch das Innere der Kathedrale durch die pietätlose und rohe Umgestaltung der ursprünglichen romanischen Pfeilerbasilika in eine Hallenkirche arg verbaut. Die neuerdings restaurierte Eingangshalle an der Nordseite, das Paradies, nennen Kunstverständige ein „Juwel des Uebergangsstils". Natürlich ist alles Backsteinrohbau, abgesehen von Säulen und Ornamenten. Das Innere der Kirche enthält wenigstens im einzelnen manches Schöne und Interessante, wie die Kanzel, das reiche und große Triumphkreuz, einen unschätzbaren Altarschrein von Hans Memling, Grabkapellen, Broncegrabplatten, altertümliches Gestühl, Epitaphien, Kronleuchter und anderes mehr. An die Südseite der Kirche lehnt sich an Stelle von ehemaligen Stiftsgebäuden, deren Kreuzgänge zum Teil noch erhalten sind, das neue Museum. Das bedeutende Architekturbild spiegelt sich in dem Wasser des Mühlenteichs. In dem großartigen Gebäude befinden sich natur- und kulturhistorische Sammlungen, ein Handels- und Gewerbemuseum, lübeckische Altertümer, Gemälde und Skulpturen.

## Im wunderschönen Monat Mai.

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Da ist in meinem Herzen
Die Liebe aufgegangen.

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Vöglein sangen,
Da hab' ich ihr gestanden
Mein Sehnen und Verlangen.

Heinrich Heine.

**Abschied des Wilderers.** „Ich bin so wie ich bin!" hatte er gestern gesagt, „und als ob die anderen besser wären. Der Sepp aus dem Unterwald und der Hans von der Senn machen es auch so, und wenn's kaum hell geworden ist, da klettern sie schon mit Stutzen und Rucksack auf allen Jochen und Spitzen umher und kümmern sich den Kuckuck um die Landjäger und den Förster. Er möchte ihnen nur einmal nah' kommen, der verdammte Grünrock, sie würden ihm schon das Fell versengen, daß er's sein Lebtag nicht mehr vergäße!" — „Aber Franzl," hatte die Mutter ihm geantwortet, und ein Kreuz geschlagen und auf das Muttergottesbild an der Wand geblickt, „die heilige Jungfrau möge dich gnädig behüten, daß du nicht wirst, wie jene beiden! Denkst du noch daran, wie vorigen Herbst Försters Pankraz erschossen wurde, und wie sie da in der Stadt verhört wurden, ob sie nichts von dem Morde wüßten und wie sie hoch und teuer schwuren, an dem Abend zu Hause gewesen zu sein. Die da unten haben's ihnen nicht beweisen können, aber ich möchte nicht in ihrer Haut stecken, denn sie haben's doch gethan. Und das weißt du auch und das wissen sie alle!" — „Und wenn sie's gethan hätten, um den Pankraz ist's nicht schade, den alten Aufpasser. Glaub's nur, Mutter, sie sind so schlimm nicht und verdenken kann ich's ihnen auch nicht, wenn sie das armselige Leben der Leute im Thal verachten. Immer in diesen großen Häusern zu sitzen und zu arbeiten — ich kann's auch nicht. Ich bin oft unten gewesen, aber gefallen hat mir's nie und auch die Leute nicht. Die sind so froh, wenn sie nur ihr dürftiges Brot haben; es ist alles so dumpf bei ihnen und die Luft so schwer. Ich könnte nicht bei ihnen bleiben! Wenn ich heraufkomme und wieder unsere Berge und die grünen Matten sehe, da wird mir's erst wohl und frei ums Herz; ich möchte mit keinem tauschen, nicht um vieles Geld. Leb wohl, Mutter, ich muß in die Berge!" Er hatte den Stutzen von der Wand genommen und war fortgegangen, sie hatte ihm aber kein Lebewohl gesagt. Und spät abends war er zurückgekommen und hatte ganz verstört ausgesehen und keine Büchse bei sich gehabt und als sie fragte: „Franzl, was hast du?" da antwortete er: „Nichts" und ging in seine Kammer. Andern Morgens traten der Förster und der Gendarm in die einfache Stube und sagten ihm, er solle sich nur fertig machen, sie wollten ihn mit zur Stadt nehmen, wo er sich wegen Wilderns zu verantworten habe. Leicht wird's wohl nicht abgehen! Seine Mutter war nicht aufgestanden, als die Fremden eintraten, nur das grobe Nähtuch war ihr aus der Hand gefallen und jetzt hielt sie düster brütend den alten Kopf auf den Arm gestützt. Neben ihr auf der Ofenbank saß die scheckige Katze und blickte ingrimmig auf den Gendarm und den Förster, die in der Thür standen, und flüsternd einen Stutzen betrachteten, den sie wohl kannten. Auch der Waldmann schien die ernste Lage zu verstehen, er stand auf den Vorderläufen und ließ die Behänge traurig niederfallen. Seine treuen Augen ruhten auf Franzl, der mit ausgestreckter Hand vor seiner Mutter stand. Die aber schien ihn nicht zu sehen. Und als er endlich sprach, rührte sie sich nicht, sondern preßte nur die Lippen noch fester zusammen. Hatte er denn wirklich so Schlimmes gethan? Sein Vater hatte doch auch manchem Gemsbock das Lebenslicht ausgeblasen und mit den Grünröcken nimmer in gutem Einvernehmen gestanden. Ob sie dann auch ein so finsteres Gesicht gemacht hätte, wenn er in solche Ungelegenheiten gekommen wäre? Aber damals war sie jung und jetzt ist sie eine alte Frau! M. v. N.

**Unsere deutschen Streifenfarne.** Unsere Streifenfarne oder Asplenien sind zumeist Kinder der Gebirge. Sie gehören — ausgenommen die beiden Arten, welche gewöhnlich unter dem Namen Athyrium geführt werden — zu unseren kleinsten und zierlichsten Farnkräutern. Ihre Größe schwankt zwischen 2 bis einige 40 Centimeter. Die Asplenien sind in erster Linie vorzüglich dazu geeignet, Felspartien, alte Mauern und überhaupt schattig feuchte Plätze im Garten auszuschmücken. Auch Topfkultur ist bei ihnen oft lohnend, sofern man sie stets kühl und luftig und nie warm und geschlossen hält. Sie verlangen dabei eine poröse, torfige Erde, eine sehr reichliche Scherbeneinlage in die nicht zu großen Gefässe und einen Zusatz von recht sandigem Lehm zum Erdreich. Müheloser ist die Pflege der Streifenfarne im Freien, wenn gleich auch eine gewisse Uebung dazu gehört, sie an dem passendsten Orte unterzubringen. Wer heimische Gewächse in seinen Garten verpflanzen will, der muß vor allen Dingen ihren natürlichen Standort genau kennen zu lernen suchen, um diesen dann in seiner Anlage möglichst nachahmen zu können. Betrachten wir uns deshalb nunmehr die verschiedenen deutschen Streifenfarne etwas genauer und sehen wir, wo und wie sie wachsen, um daraus Schlüsse für die Kultur abzuleiten. Fig. 1 zeigt einen Wedel des allbekannten A. trichomanes L., welches auch in der Ebene in Gesteinsritzen, an verwitterten Mauern und an Abhängen sich findet. Diese Art gehört zu der Gruppe der Asplenien, deren Wedel nur einfach gefiedert sind und ist auf den ersten Blick an ihrer glänzend schwarzbraunen, harten Spindel zu erkennen. Hierdurch unterscheidet A. trichomanes sich hauptsächlich von A. viride Huds., dessen Blattspindel grün und weich ist. Der grüne Streifenfarn wird etwa 15—20 Centimeter lang und ist zarter, als sein etwas größerer Verwandter, weshalb man ihn an schattigere und vor Sonnenschein mehr geschützte Orte pflanzen soll. Eine vielgestaltige, schöne Art ist A. adiantum nigrum L. Der schwarze Streifenfarn, von dem wir in Fig. 3 einen Wedel der Stammform abgebildet sehen, ist der größte echte Streifenfarn Deutschlands, er wird zuweilen fast $^1/_2$ Meter hoch. Fig. 2 (3 a der Zeichnung) zeigt die Abart cuneifolium Viv. (syn. A. Serpentini Tausch.). Die Abbildungen machen wohl eine trockene, genaue Beschreibung unnötig, die man überdies in jeder deutschen Flora ausführlicher findet, als sie hier gegeben werden könnte. A. fissum Kit. (Fig. 4) ist ein echtes Gebirgskind, dem man recht frische, schattige Plätzchen zwischen Gesteinsgruppen aussuchen soll. Ebenso dem Quellen-Streifenfarn, A. fontanum Bernh. (Halleri R. Br.) (Fig. 8), dessen Name schon andeutet, daß er in der Heimat seinen

Standort am kühlfrischen Gebirgsquell aufzuschlagen liebt — ein Wink für seine Kultur. Etwas kalkiges Erdreich ist für diese Art ebenfalls vorteilhaft. Bei weitem nicht so empfindlich und selten ist A. septentrionale Hoffm. (Fig. 6), den wir häufig in Gemeinschaft mit A. trichomanes antreffen, dessen Kultur resp. Standortsbedingungen er völlig teilt. Betrachten wir uns Fig. 7, so haben wir die winzige Mauer-Raute, A. ruta muraria L., vor uns. Sie ist sehr vielgestaltig und wechselnd in Form und Größe der dreieckigen Wedelchen. Oft ist es nicht leicht, die kaum 2—4 Centimeter großen Pflänzchen an ihren Standorten (Felshängen, Mauern &c.) aufzufinden. Man kann sie unschwer an ähnlichen Orten im Garten ansiedeln. Fig. 5 stellt einen Wedel von A. germanicum Weis. (Breynii Retz.) dar, welche Art als ein Bastard zwischen trichomanes und septentrionale angesehen wird. Die bisher beschriebenen Arten bildeten zusammen die echten Streifenfarne, außer diesen finden wir in unserer Heimat, wie schon erwähnt, noch 2 Arten, die vielfach zu einer besonderen Gattung, Athyrium, vereinigt werden. Es sind dies A. filix femina Bernh. und A. alpestre Mett. Sie sind viel größer als alle anderen genannten Arten und unter einander auch wieder deutlich verschieden, so daß man jede Art für sich, wieder zu einer anderen Gattung stellen könnte. A. filix femina treffen wir, da er wohl der verbreitetste Farn unserer Wälder ist, sozusagen auf Schritt und Tritt an, wenn er auch nicht, wie etwa der Adlerfarn, weite Strecken überzieht. Man erkennt den weiblichen Streifenfarn sofort an seinen kommaförmigen Sporenhäufchen, welche auf der Rückseite der doppelt-fieder-teiligen, mehr länglich-lanzettlich geformten Wedel sitzen. In den Kulturen sind viele Formen dieser variablen Art entstanden. Eine sehr zierliche davon zeigt Fig. 9, es ist dies die reizende Abart Victoriae oder depaupertatum, welche sich zur Topfkultur gut eignet. Sie bleibt klein, während die Stammart ja bekanntlich meterlang werden kann. Man verwende letztere zur Ausschmückung schattig-feuchter Plätze und Winkel, wo sonst wenig gedeihen will. A alpestre ist ein Gebirgsbewohner und in seiner Tracht der vorigen Art ähnlich, wenngleich ihn die runden, kleinen Sporenhäufchen sofort unterscheiden, deren winzige Schleierchen man kaum erkennen kann. Der Alpenstreifenfarn wird noch höher und sollte bei Bepflanzung steiniger, schattiger Schluchten nicht vergessen werden. Es ist nun ja nicht allen Liebhabern dieser Farne möglich, sie an ihren natürlichen Standorten einzusammeln. Dieses wäre auch einesteils nicht immer ratsam und bei den seltenen Arten schon aus dem Grunde nicht zu empfehlen, weil man sehr bedauern müßte, wenn etwa diese Farne durch Sammler ausgerottet würden. Dieser Fall tritt nur allzuleicht ein — man denke nur an seltene Erdorchideen, von denen einzelne Arten durch unverständige Sammelwut beinahe überall, wo man sie früher fand, jetzt ausgetilgt sind. Man wird bei der Pflege ungleich bessere Erfolge haben, wenn man die Asplenien aus einer Gärtnerei bezieht, da sie sich dann schneller eingewöhnen.



Deutsche Streifenfarne. (Mit Text.)

## Allerlei.

**Zuversichtlich.** Bankier: „Welchem glücklichen Umstande verdanke ich die Ehre Ihres Besuches?" — Lieutenant: „Um mit der Thür ins Haus zu fallen, Herr Kommerzienrat: ich komme als — Ihr zukünftiger Schwiegersohn!"

**Angedeutet.** „Ich kann wirklich keine Symptome von Blutarmut bei Ihnen entdecken, meine Gnädigste, Sie haben nicht einmal einen Katarrh . . ." — „Aber was sollte mir denn ein Katarrh? Ich will ja gar nicht nach Ems."

— **Graf von Lauragnais** war in die berühmte französische Schauspielerin Arnold verliebt, und bemerkte mit großem Mißvergnügen, wie der Fürst von D. ihr beständig den Hof machte. Er verfügte sich daher eines Tages zu einem Arzte und fragte ihn, ob es möglich sei, vor Langeweile zu sterben. „Es müssen besondere Umstände zusammentreffen," entgegnete der Doktor. — „Also ist es doch möglich?" — Der Arzt bejahte es und fügte hinzu, daß die aufs äußerste getriebene Langeweile eine der Auszehrung ähnliche Krankheit erzeuge und den Tod des Kranken veranlassen könne. Der Graf verlangte und bezahlte diese unterzeichnete Konsultation. Von da begab er sich zu einem Advokaten und fragte ihn, ob man einen Menschen verklagen könne, der die Absicht gehabt habe, ihn durch ein Mittel ums Leben zu bringen. Er erhielt zur Antwort, daß hierüber kein Zweifel obwalte. Auf sein besonderes Verlangen wurde ihm dieses schriftlich bescheinigt. Mit diesen beiden Zeugnissen verklagte er nun den Fürsten von D., der, wie er behauptete, ihn und die Demoiselle Arnold durch Langeweile umbringen wollte. Man kann sich leicht denken, daß diese sonderbare Klage ein großes Aufsehen erregten und viel zu lachen gab, obgleich sie sonst keine anderen Folgen nach sich zog. St.

**Ein originelles Kochbuch.** Der gelehrte Arzt Ludovicus de Aula, der in Frankfurt am Main wohnte, hat 1507 im Hinblick auf die damals in Deutschland herrschende und Tausende von Menschen hinwürgende Pest ein Kochbuch veröffentlicht, das noch existiert und den langen Titel führt: „Das gesunde Leibesregiment, von Eigenschaft, Nutz und Schädlichkeit, so zu menschlicher Speise und Trank von nöten seyend." Nachdem der gelehrte Koch über die Küche im deutschen Land Umschau gehalten, erzählt er, daß Rosensuppe sehr beliebt sei; sie wurde, aus breiten Blättern der Rose, Milch, Eierdotter und Vanille bereitet. — Eine andere bekannte Speise war „Hühnerbrust in Zucker und Rosenwasser gedämpft." Als Salat aß man Weinranke, Kornblume und vor allem Boreth- oder Gurkenkraut, denn „es vertreibt die Melancholie und stärkt die Glieder." Als sicherstes Schutzmittel gegen Epidemien empfiehlt der Arzt Zwiebelsalat; Zwiebelscheiben werden gebraten und in Wein, Baumöl, Zucker und Korinthen so lange wie Eier gekocht. — Zum Schluß mahnt de Aula: „Messigkeit ist die beste Artzenei im essen und trinken, dadurch wir die Pest vertreiben und lang' mögen leben."

## Gemeinnütziges

**Ofenruß** wirft man nicht weg, sondern thut ihn in ein Gefäß, übergießt ihn mit kochendem Wasser und macht ihn durch einen Zusatz von zwanzig Gramm Soda leichter löslich, läßt ihn acht Tage stehen und rührt ihn jeden Tag um. Auf diese Weise wird er zu einem äußerst wirksamen, flüssigen Dünger für Topfpflanzen.

**Aufzuchtfutter für junge Enten.** Vom Auskriechen vierzehn Tage lang müssen junge Enten vorzüglich gefüttert werden, da gerade von der Fütterung in der ersten Lebenszeit ihr ferneres Gedeihen abhängig ist. Weichfutter aus hartgekochtem, zerhacktem Ei und geriebenen, oder in Wasser geweichten und wieder fest ausgedrückten Semmeln, mit zarten, gehackten Brennesseln oder Salat vermischt, sei ihre erste Nahrung. Auch ein Brei, hergestellt aus fein gehacktem Fleisch, Hafermehl und Milch ist für sie ein vorzügliches Futter. Abwechselnd gebe man ihnen geschälte Hirse.

**Mit einer Mischung von Mais und Erbsen** erzielte ein österreichischer Landwirt den größten Ertrag an Grünfutter. Die Erbsen rankten an den Maisstengeln wie am Erbsenbusch empor, so daß das ganze Feld mit einer ungefähr manneshohen dichten Pflanzenmasse bedeckt war. Die Einsaat von Erbsen oder Wicken unter den Mais ist um so angelegentlicher zu empfehlen, als dadurch nicht nur der Ertrag des betreffenden Ackers vermehrt wird, sondern hauptsächlich deßwegen, weil dieses Mengefutter ein besseres Nährstoffverhältnis bedingt. Mais allein enthält zu wenig, Erbsen und Wicken aber haben zu viel Eiweiß für die richtige Ernährung des Rindviehes. In der Mischung ergänzt die eine Pflanze die andere.

---

### Logogriph.

Mit **B** such' es in fernem Meere,
Mit **W** umschließt's der Sterne Heere.
Nun setze ihm ein **Z** voran,
Dann zeigt's ein schützend Dach dir an.
Julius Falk.

### Homonym.

So manchem Tiere bin ich eigen,
Auch können mich die Alpen zeigen.
Der Zecher nimmt mich froh zur Hand,
Oft braucht mich auch der Musikant.
Julius Falk.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

---

**Auflösung des Logogriphs in voriger Nummer:**

Grille, Brille.



Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.